

BERN WÄRE HEUTE SO RICHTIG REICH, HÄTTE NAPOLEON NICHT DEN STAATSSCHATZ GEKLAUT

Wer hat sich nicht schon dann und wann einmal gefragt, was gewesen wäre, wenn man das eine getan hätte statt das andere, wenn man dorthin statt hierhin gegangen wäre, wenn das passiert wäre statt jenes. Die einen mögen bei derlei Gedanken hadern. Für andere ist das irreale Spiel mit dem «Was wäre, wenn...» ein amüsanter, wenn auch eher müssiger Zeitvertreib. Eine reizvolle Variante mit überraschenden Erkenntnissen hat jetzt ein AutorInnenteam der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern beigesteuert.

Welchen Wert hätte der sagenhafte Berner Staatsschatz heute, wäre er 1798 nicht von den Franzosen geraubt, sondern im Besitz der Berner geblieben und weiterhin von ihnen verwaltet worden? Diese «kontrafaktische Frage» haben Professor Christoph Schaltegger, Gründungsdekan und Ordinarius für Politische Ökonomie an der Uni Luzern, und seine wissenschaftlichen AssistentInnen Thomas Studer, Laura Zell und Michele Salvi zum Dreh- und Angelpunkt ihres kürzlich erschienen Buchs «Napoleons reiche Beute»* gemacht. Denn die Ökonomen finden, dass die finanziellen Folgen des «Franzoseneinfalls» für Bern, aber auch für die Eidgenossenschaft, bislang von der Forschung vernachlässigt worden seien, vor allem auch die Konsequenzen des Raubs der Wertpapiere, die ähnlich wertvoll waren wie der «Baarschatz».

Um Antworten auf ihre «Was-wäre-wenn-Frage» zu finden, untersuchten sie die Finanzpolitik und die Anlagestrategie der damaligen Berner Obrigkeit, ordneten die Bedeutung des Staatsschatzes ein und berechneten die Folgekosten des Schatzraubs für das «alte Bern» wie für das heutige. Mit ihren historischen Recherchen belegen sie, dass die damaligen «Gnädigen Herren» bis zur französischen Besetzung ziemlich innovativ und erfolgreich waren, zumindest in ihrer Finanzpolitik. Das Fazit der Wirtschaftswissenschaftler könnte denn auch den heutigen Berner Regierungs- wie Gemeinderäten – und nicht nur ihnen – die Tränen in die Augen treiben: Wäre der Schatz damals nicht geraubt worden und hätten künftige Berner Regierungen die Finanz- und Anlagepolitik ihrer Vorgänger weiterführen können, dann wären heute nicht nur die Staatsfinanzen Berns im Lot, sondern auch das Vermögen so gross, dass der Kanton 115 Jahre lang keine Steuern mehr erheben müsste.

Warum das alte Bern so reich war

Um zu verstehen, warum die Patrizier bis 1798 so erfolgreich in pekuniären Angelegenheiten unterwegs waren, lohnt sich ein Ausflug in die Geschichte der Stadt und Republik Bern, die zwischen 1513 bis zum Franzoseneinfall der mächtigste und grösste der 13 Alten Orte der damaligen Eidgenossenschaft war. Und der mit grossem Abstand reichste. Die Ausgaben waren tief, denn Bern führte seit Marignano 1515 keinen grösseren Krieg mehr und verzichtete auf ein Kriegsbudget. Für militärische Notfälle gab es den «Baarschatz», der eine Kriegsfinanzierung sicherstellen und gleichzeitig der Bevölkerung die meist sehr harte Kriegssteuer ersparen sollte.

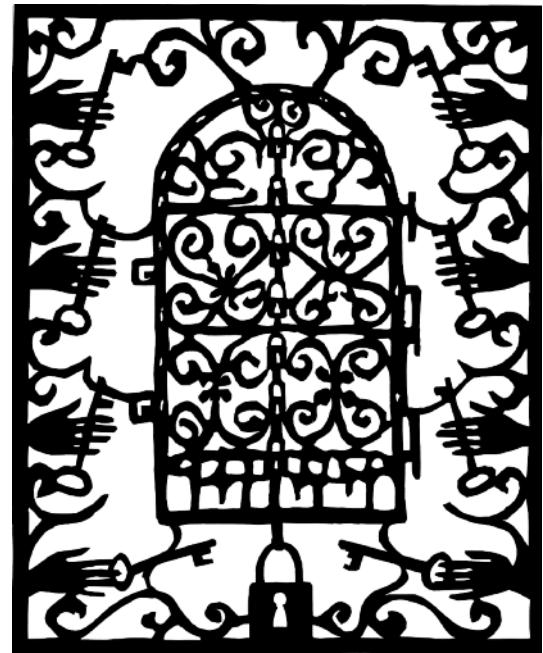
Die Einnahmen dagegen waren hoch, dank der Zwangszahlungen aus Berns Untertanengebieten

Waadt und Unteraargau – und vor allem wegen des «Zehnten», der Abgabe auf Getreide und Wein. Der Staat Bern war so reich gewesen, berichten die AutorInnen, dass Anfang des 17. Jahrhunderts die Staatsschulden weitgehend getilgt waren. Ab 1609 erhob Bern – im Gegensatz zu den umliegenden Staaten – keine direkten Steuern mehr und vergrösserte im 17. und 18. Jahrhundert aus den Überschüssen seinen Staatsschatz. Über Höhe und Wert des Schatzes im eigens im Rathaus eingebauten Gewölbe wurde striktes Stillschweigen gehahrt, es galt die höchste Geheimhaltungs- und Sicherheitsstufe, nicht zuletzt auch, um ihn vor allfälligen Versuchungen und Begehrlichkeiten aus den eigenen Reihen zu schützen.

Wie Bern einer der grössten internationalen Investoren wurde

Mit vielfältigen Aktivitäten suchte die Obrigkeit nach staatlichen Einnahmequellen und gewinnträchtigen Vermögensanlagen. So schloss sie 1677 ausserkan tonale Kreditgeber vom bernischen Hypothekar markt aus und übernahmen deren Kredite. Sie betätigte sich als Bank und lieh Privaten und Unternehmern Geld aus dem Staatsschatz, um die Berner Wirtschaft anzukubeln. 1709 vergab Bern mit Geld aus dem Staatsschatz Darlehen an die Niederlande und England in noch nie dagewesener Höhe. Bald einmal stiegen die Berner an der florierenden Londoner Wertpapierbörsen auch in den Aktienhandel ein. 1719 wurden sie zum grössten Anteilseigner bei der «South Sea-Company», die märchenhafte Profite, unter anderem mit Sklavenhandel, versprach. Doch während Bern kurz vor dem Platzen der «Südseebubble» seine Aktien noch mit hohem Gewinn verkaufen konnte, brachen die mit der Anlagetätigkeit im Ausland beauftragten Berner Banken in London wegen Zahlungsunfähigkeit zusammen. Der Crash der beiden Geldinstitute ging als «Berner Bankenkrise von 1720» in die Geschichtsbücher ein, bei der viele Berner Patrizier viel Geld verloren und der Staat seinen Gewinn aus dem Aktienverkauf für die Bankenrettung einsetzen musste.

Bern baute in der Folge seine Anlagetätigkeit aus, investierte vor allem in englische Aktien, aber auch in Anleihen aus dem «Heiligen Römischen Reich», dem Herrschaftsgebiet der römisch-deutschen Kaiser vom Spätmittelalter bis zum Jahr 1806. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war Bern einer der grössten Investoren auf dem internationalen Kapitalmarkt. Ein erfolgreicher noch dazu, was weiterum Aufsehen erregte und auch den schon damals berühmten schottischen Ökonomen und Moralphilosophen Adam Smith beeindruckte.



▲ Acht Schlosser hatte das Tor zum Schatzgewölbe im Berner Rathaus. Die passenden Schlüssel waren auf ebenso viele Mitglieder der Regierungsspitze verteilt.
(Scherenschnitt: Claudia Blum)

Warum Frankreich so scharf auf den Berner Staatsschatz war

Die Investitionstätigkeit liess den Schatz im Gewölbe des Berner Rathauses weiter anschwellen. Mutmassungen über die angebliche Grösse des fabelhaften Staatsschatzes schossen ins Kraut. Und weckten Begehrden, etwa beim revolutionären Nachbarland Frankreich, dessen Budgetlage mehr als nur prekär war. Die Luzerner Wirtschaftswissenschaftler erläutern detailliert, warum Napoleons Einmarsch in die Schweiz wohl weniger im hehren Ziel begründet lag, die Freiheitsideale der Revolution in die vordemokratische Eidgenossenschaft zu exportieren, als vielmehr aus schnödem finanziellen Kalkül erfolgte: Die erklecklichen Kontributionszahlungen der besetzten Eidgenossenschaft und insbesondere der Berner «Baarschatz» sollten die völlig marode französische Staatskasse ein gutes Stück weit füllen und nebenbei auch Mittel freispiel für Napoleons geplanten Ägyptenfeldzug.

Am 28.Januar 1798 machte Frankreich ernst und marschierte in der Waadt ein. Die zahlenmäßig unterlegenen Berner Truppen zogen kampflos ab. In Bern verstrickten sich die regierenden Patrizier in fruchtlose Debatten, ob sie auf den französischen Einmarsch militärisch reagieren oder lieber auf Verhandlungen setzen sollten – und verschafften damit den Franzosen Zeit, die Einnahme Berns zu orchestrieren. Am 1. März begann der Angriff, drei Tage später dankte die Berner Regierung ab und die Stadt kapitulierte. Am 5. März, während noch Berner Truppen ebenso spät wie vergeblich die Franzosen aufzuhalten versuchten, zog der französische General Balthasar von Schauenburg in Bern ein. Die Zeit des Ancien Régime war zu Ende.

Wie Bern die Rettung des Staatsschatzes verpasste

In dieser gut vierwöchigen Zeit der Bedrohung schienen die Berner ihren Staatsschatz vergessen zu haben. Es dauerte lange, bis die Regierung wenigs-



▲ Der Abtransport des geraubten Berner Staatsschatzes: Die Franzosen freuen sich über ihren neuen Reichtum, die Bären betrauen den Verlust.

(Karikatur von Balthasar Anton Dunker, Bernisches Historisches Museum, Foto: Stefan Rebsamen)

tens einen Teil des Schatzes in Sicherheit bringen lassen wollte. Gottlieb Abraham von Jenner, der nicht nur Kriegskommissär war, sondern als Münzwart auch die Münzherstellung kontrollierte, seufzte erleichtert auf: «Am 2. März endlich bekam ich den von mir sehnlichst gewünschten Befehl (...), Geld von Bern wegzuschaffen, damit zu fernerer Vertheidigung des Vaterlandes an diesem wichtigen Hülfsmittel kein Mangel wäre.»

Doch bis die mit Wertpapieren sowie 18 Fässern voll Gold und Silber und einem mit Gold- und Silbermünzen gefüllten «eisernen Stock» beladenen Wagen endlich Richtung Interlaken losrollten, verging ein weiterer Tag – und General Guillaume Brune bekam Wind vom Geldtransport ins Oberland. Worauf er von Jenner ein Angebot machte: Gegen eine kleine «Erkenntlichkeit» von 200 000 Livre tournois werde er den Geldtransport nach Deutschland in Sicherheit bringen (Informationen zur Livre tournois, siehe Seite 9). Doch soweit kam es nicht. Die Thuner stellten sich quer, denn sie wollten für ihre bevorstehende Gründung als eigener Kanton (Kanton Oberland von 1798–1802) ein Stück vom Berner

Geldkuchen abhaben. Brune liess den Schatz zurück nach Bern bringen. Auf seinem Bestechungsbatten beharrte er trotzdem.

Warum die Franzosen den Wert des Schatzes tiefer angaben

10,6 Millionen Livre wert soll der «Baarschatz» zum Zeitpunkt des Raubes gewesen sein. Ein paar hunderttausend Livre konnte der Berner Kriegskommissär von Jenner in den Wirrnissen der Besatzung retten. Dennoch bezifferte der französische Kriegskommissär Benoît Rouhière den Wert des «Baarschatzes» auf nur 7,95 Millionen Livre. Damit war der Barwert interesserweise in etwa um jene Summe geschmolzen, die zu einem grossen Teil in



▲ Der Berner Kriegskommissär Gottlieb Abraham von Jenner versuchte vom geraubten Staatsschatz zu retten, was zu retten war. Allzu viel war es nicht.

(Foto: Burgerbibliothek, Porträtdok. 9718,

Foto: Jürg Bernhardt)

Rouhières Taschen und in die noch viel tieferen Taschen von General Brune geflossen sein soll. Die Luzerner AutorInnen vermuten, dass die französische Seite den Wert des Schatzes sozusagen korruptionsbereinigt hat.

Am 11./12. April 1798 luden die Franzosen den «Baarschatz» auf 10 Wagen und brachten ihn auf den Weg nach Frankreich, zusammen mit den drei Bären aus dem Bärengraben, den Wappentieren der Stadt. Dieses Bild brannte sich für viele Jahre im kollektiven Gedächtnis der Bernerinnen und Berner ein. Aber da waren auch noch die Wertpapiere, die der Schweizer Kriegskommissär von Jenner höchst selbst in Paris abliefern musste. Die Luzerner Wirtschaftswissenschaftler bezifferten ihren Wert auf etwa 11 Millionen Livre tournois. Damit war der gesamte Berner Staatsschatz sagenhafte 21,6 Millionen Livre wert. Im Vergleich dazu erscheint Zürichs mit 622 000 Livre dotierter Staatsschatz schon fast mickrig.

Wie Bern versucht, wieder an die Wertpapiere zu kommen

Der geraubte Goldschatz war zwar verloren, aber die Wertpapiere wollte sich Bern um fast jeden Preis wiederbeschaffen. Kaum war von Jenner Ende März 1798 mit den Berner Wertpapieren im Gepäck zur Übergabe in Paris angekommen, lag bereits eine französische Rückkauf-Offerte auf dem Tisch – für die geraubten englischen Wertpapiere. Denn die waren, wie sich herausgestellt hatte, für Frankreich wertlos, weil die Engländer weiterhin die Stadt und Republik Bern als einzige rechtmässige Besitzerin der Papiere ansahen. Frankreich konnte – wie später auch die helvetische Zentralregierung – die Papiere deshalb nicht verkaufen. Bern aber schon – und so beeilte sich von Jenner, die Voraussetzungen der Franzosen für eine Vertragsverhandlung zu erfüllen. Er verteilte rund 60 000 Livre an Bestechungsgeldern und schmierte zudem die «caisse noire» des Di-



▲ Der französische General Guillaume Brune kümmerte sich unter anderem um den Berner Staatsschatz – durchaus auch zu seinem persönlichen Nutzen.

(Wikipedia, unbekannter Quelle)

Z A C

EINRAHMUNGEN VERGOLDUNGEN

Anfertigung von Gold-, Eisen-, Holz- und Alurahmen sowie Plexikisten nach Mass.

Marc Bigler Postgasse 18 3011 Bern Tel./Fax 031 311 03 26
Mobile: 079 630 71 21 mb.zac@bluewin.ch www.marcbigler.com

rektoriums der französischen Revolutionsregierung mit einer satten Million Livre.

Vier Millionen Livre kostete Bern der Rückkauf der «englisches Geld» genannten Wertpapiere. Doch kaum war von Jenner mit den Wertschriften wieder in Bern, war er sie auch schon wieder los. Das neu gegründete helvetische Finanzministerium zog sie bis auf einen winzigen Teil ein. Bis zur Auflösung der Helvetischen Republik 1803 versuchten die Berner fortan, die Begehrlichkeiten der ungeliebten, chronisch klammen Zentralregierung mit allen Mitteln zu hintertreiben.

Warum Napoleon zugunsten Berns ein Machtwort sprach

Auch in der anschliessenden Mediationszeit ging der Kampf um die Berner Wertpapiere weiter. Die neue, mit der Begleichung der hohen helvetischen Staatschulden beauftragte Liquiditätskommission forderte bereits kurz nach Amtsantritt die Berner auf, alle ausländischen Wertschriften abzuliefern. Alle Einwände und Ausflüchte halfen den Bernern nichts, die Kommission blieb hart. So fuhr im Mai 1803 Gottlieb Abraham von Jenner erneut nach Paris, diesmal mit dem Auftrag, Napoleon zu treffen. Als kleine Aufmerksamkeit dabei, so berichten es die BuchautorInnen, hatte er dieses Mal weder Geld noch Gold, sondern eine Herde Kühe. Denn in Bern wusste man offensichtlich, dass Napoleons Gattin Joséphine de Beauharnais ihr Badewasser ganz besonders gerne mit der Milch glücklicher Schweizer Kühe anreicherte.

Das originelle Gastgeschenk erreichte seinen Zweck: Napoleon forderte in einem Brief die Liquiditätskommission auf, von ihren Forderungen abzulassen. «Ich will nicht, dass Bern erdrückt wird!» wird von Jenner später Napoleon zitieren. Die Liquiditätskommission hielt sich an das Verdict aus Paris, doch sie verkaufte Berner Wertpapiere, die sich bereits in ihrem Besitz befanden, so wie das zuvor schon die



▲ Joséphine de Beauharnais, die vielbewunderte und einflussreiche erste Ehefrau von Napoleon Bonaparte, soll besonders gerne in Schweizer Kuhmilch gebadet haben – was sich die Berner zunutze machten.

(Scherenschnitt: Claudia Blum)

helvetische Regierung getan hatte. Nur die englischen Papiere blieben unverkäuflich. Erst der Wiener Kongress 1814/15 beendete den Streit und gab Bern 3,9 Mio. Livre zurück. Unter dem Strich resultierte aus dem Raub des Staatsschatzes für Bern ein Gesamtverlust von rund 19 Millionen Livre.

Was der heutige Wert des Staatsschatzes wäre

Neben den unmittelbaren finanziellen Einbussen bedeutete der Raub auch die Aufgabe der erfolgreichen bernischen Vermögensverwaltung. Was die Luzerner Wirtschaftswissenschaftler zur Überlegung animierte, wie die Berner wohl ohne den Diebstahl heute dastünden, wenn sie weiterhin in grossem Stil am Kapitalmarkt hätten mitmischen können. Vier Szenarien rechneten sie unter bestimmten Annahmen durch. Nach der für sie realistischsten Annahme wären die Berner konservative Investoren geblieben, die bei ihren Anlageentscheiden keine Risiken eingegangen wären. Dieses vorsichtige Vorgehen hätte ihnen von 1798 – 2018 eine durchschnittliche jährliche Rendite von 5,8 Prozent gebracht und den Wert des Staatschatzes auf 623,4 Milliarden Schweizer Franken anwachsen lassen.

Eine beeindruckende Zahl, die Stoff genug für einige Runden im Was-wäre-wenn-Gedankenspiel bietet, zum Beispiel: Was hätte dieser Reichtum für die Entwicklung von Stadt und Kanton Bern bedeutet? Oder welche Auswirkung hätte ein finanziell so potentes Bern für die Schweiz gehabt? Aber eben, fort ist fort, henusode! Lesenswert ist «Napoleons reiche Beute» jedoch allemal, auch wenn nicht alle Einschätzungen und Annahmen der Luzerner Ökonominnen völlig zu überzeugen vermögen. Das schmale und schön gemachte Büchlein wirft ein Schlaglicht auf einen spannenden Ausschnitt der Berner Geschichte – und liest sich zumindest stellenweise wie der Plot für einen historischen Finanzthriller.

babü

*Christoph Schaltegger, Thomas Studer, Laura Zell, Michele Salvi: «Napoleons reiche Beute», Stämpfli Verlag, Bern, 2020.

Die Abbildungen wurden uns freundlicherweise vom Stämpfli Verlag zur Verfügung gestellt.

INFO

WAS SIND LIVRE TOURNOIS?

Der Wert des Berner Staatsschatzes wird im Buch «Napoleons reiche Beute» in Livre tournois angegeben. Das sind aber keine Münzen, sondern ist die Rechnungseinheit des französischen Silbermünzsystems.

Livre heißt auf französisch Pfund. Eine französische Livre entsprach ursprünglich einer ganz bestimmten Silbermenge, eben einem Pfund, was heute 409 Gramm entspräche. Auch der Silberfeingehalt der Livre war genau festgelegt, sank aber im Lauf der Zeit erheblich. Als Standard-Rechnungseinheit setzte sich bis zum Ende des Ancien Régime die nach der französischen Stadt Tours benannte «Livre tournois» durch. Markus Beyeler, Geschäftsführer von «Numisantique» an der Gerechtigkeitsgasse 80, nennt die Livre eine Art «Buch- beziehungsweise Rechnungswährung».

Der Wert vieler Münzen in Europa bemass sich an der Livre. Damals koexistierten in den verschiedenen Staaten ausländische Münzen neben den einheimischen Prägungen. Auch im Berner «Baarschatz» lagen vorwiegend ausländische Gold- und Silbermünzen. Die fremden Münzsorten wurden in Bern gewogen und teilweise mit sogenannten Gegenstempel versehen: Auf der einen Seite wurde der ermittelte Wert der Münze eingeprägt, zum Beispiel in Batzen, auf der anderen Seite das Berner Wappen. Was im Falle eines französischen «Laubtalers» mit dem Konterfei des französischen Königs Ludwigs XV. zu grösseren diplomatischen Verstimmungen mit Frankreich führte. Das Berner Wappen sei in den Augen des Königs so demonstrativ auf seinen Nacken aufgeprägt worden, dass sich Majestät beleidigt fühlte, erzählt Markus Beyeler schmunzelnd. Eine angemessene pekuniäre Entschuldigung Berns sei fällig gewesen.

DER WERT DER LIVRE

Eine verlässliche Aussage zu treffen, welche Kaufkraft die Livre heute hätte, ist allerdings fast unmöglich, zu unterschiedlich sind die Wirtschaftssysteme und auch die Warenkörbe. In einer Zusammenstellung auf Wikipedia finden



▲ Mit solch wertvollen Dukaten aus Gold wurde nicht bezahlt, sondern verdiente Bürger oder Diplomaten ausgezeichnet, sagt Markus Beyeler. Münzen aus dem Staatsschatz sind heute teure Raritäten, weil fast alle von den Franzosen eingeschmolzen wurden.

(Foto: Münzen und Raritätenshop Bern)

sich dazu einige Angaben aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Danach entsprach ein Mittagessen dem Wert einer Livre, ebenso ein normaler Sitzplatz in der Comédie française. Ein Sitzplatz im Opernhaus kostete bereits das Doppelte. Einen interessanten Hinweis geben Daniel Schmutz und Martin Lory* für Bern. Hieronymus von Erlach, der den Grundstein zum Erlacherhof legte, erbte nach dem Tod seines Schwiegervaters und Berner Schultheissen Johann Friedrich Willading 1718 ein Vermögen im Wert von etwa 1,2 Millionen Livre. Diese Summe habe damals dem Wert von 500 bis 600 Häusern in der Stadt Bern entsprochen, schreiben die beiden. Dazu gleich noch eine interessante Zahl: Ende des 18. Jahrhunderts verdiente ein Handlanger in Bern 156 Batzen im Monat. Ein hoher Staatsbeamter erhielt monatlich 2 856 Batzen. Ganz so weit klafft die Lohnschere dann heute doch nicht mehr auseinander.

babü

*Daniel Schmutz, Martin Lory, «Geld – Preise – Löhne. Ein Streifzug durch die Berner Wirtschaftsgeschichte». 2001, Bernisches Historisches Museum.